

Berlin: Die Malerin Esther Löffel weilte drei Monate im Zuger Atelier

«Diese Stadt fordert klare Entscheide»



Das Haus an der Gipsstrasse 3 atmet auf jeder Etage Kultur. Es war während dreier Monate das Zuhause von Esther Löffel.

BILD DORIS STALDER

Mit zehn weissen Leinwänden ist Esther Löffel im Juli nach Berlin gereist. Heute spiegeln sich darauf ihre mannigfaltigen Eindrücke.

Als erste «Amtshandlung» hat Esther Löffel ein viergeteiltes rotes Bild auf der weissen Wand im Atelier installiert. Dieses hatte sie noch in Zug gemalt, in Vorfreude, wie sie sagt. Nun wusste sie: «Jetzt bin ich daheim.» Dass sie von der Schweizer Botschaft sogleich mit anderen Künstlern, Kulturstipendiaten, Galeriebetreibern und verschiedenen Institutionen zusammengebracht wurde, war wohl mit ein Grund, dass sie sich so schnell eingelebt hatte. Die ersten zwei Wochen verbrachte die Malerin mit ausgedehnten Erkundungstouren durch ganz Berlin. Dann sei die Zeit gekommen, sich nach innen zu wenden, erzählt sie.

Klare, reine Farben

Berlin erlebte heuer einen extrem nasskalten Sommer. Dem wirkte Esther Löffel entschlossen entgegen: mit leuchtenden Farben. Ihre Bilder strahlen in reinem Gelb, klarem Kobaltblau und leuchtendem Purpurrot. «Diese Stadt fordert klare Entscheide. Das ist etwas, was ich mit nach Hause nehmen werde», sagt sie. Der bereits in Zug gefasste Entschluss, das Vibrierende der Stadt in Linienbildern umzusetzen, hat sich als richtig erwiesen. Esther Löffel hat nach

einem festen Zeitplan gearbeitet. Jeweils von 10 bis 12 Uhr und nach einer Mittagspause am Nachmittag noch einmal ein paar Stunden.

Wenn man sich im Atelier umschaute, versteht man schnell, warum sie sich so gerne hier aufgehalten hat. Der hohe Raum mit viel Atmosphäre wurde sanft renoviert und auf gelungene Art unterteilt. Vier lange Fenster lassen viel Licht herein und geben den Blick auf den Baum im Hof frei. Kein Strassenlärm stört die Konzentration.

Ein Riesengewinn

Esther Löffel hat aber auch rege am kulturellen Leben teilgenommen, Museen, Galerien, Theater oder Konzerte besucht. Oft war sie mit der S-Bahn unterwegs. «Es gibt nicht ein Berlin. Es ist eine vielgesichtige Stadt», sagt sie. Der stete Wind oder das Gehen auf sandigem Boden sind sinnliche Eindrücke, die sich in ihren Arbeiten wiederfinden. Auch zu den Stipendiaten der anderen Kantone pflegte sie regelmässige Kontakte. Ihren Aufenthalt nennt sie «einen Riesengewinn auf menschlicher und künstlerischer Ebene». Dass sie nur drei Monate zur Verfügung hatte, empfindet sie nicht als Nachteil: «Man stellt sich darauf ein, nutzt die Zeit anders.»

Nun hat sie ihre Siebensachen wieder zusammengepackt und fein säuberlich im Auto verstaubt. Sie ist ein wenig wie die Stadt, die sie gerade im Begriff ist zu verlassen: immer in Bewegung.

DORIS STALDER